

Wolfgang Hörner

**Das darf es alles gar nicht geben!
Eine Konferenzimplosion in sieben Sätzen,
nebst erläuterndem Anhang zum wahren Pilzjahr**

Liebe Pilzisten, geehrte Zuhörer, verblendete Produktive,

darf es all das hier eigentlich geben? Eine Tagung zu Ehren und vor allem zum Gedenken Pilzens? Eines Mannes, dessen frühe Glanzleistung ein Italienaufenthalt ohne Notizen, ohne Tagebuch, ohne Skizzenblock, ohne Veröffentlichung und natürlich ohne öffentliche Diskussionen und Symposien war? Eigentlich, natürlich, nein. Und: Darf man bei dergleichen eigentlich als Redner mitmachen? Natürlich wieder ein ganz klares: nein! Es sei denn, man wirkt dabei im Geiste des Geehrten – und genau das habe ich auch vor. Denn schon die Idee und noch viel mehr die tatsächliche Einberufung dieses Symposions ist für einen Verdränger, Verhinderer und Verschweiger aus Passion, einen echten Pilzisten also, ein Unding. So hatte ich mir denn vorgenommen, eine Eröffnungsrede zu halten, die den Rest des Abends überflüssig machen sollte und damit buchstäblich in letzter Sekunde dieses Symposion zu verhindern, zu dem Sie alle sich hier eingefunden haben. Leider eingefunden, muss ich sagen, ganz zu Unrecht (bin ich gezwungen zu sagen) und zudem zu der ganz falschen Zeit.

Rüdiger Zill freilich witterte meine Absicht und verhinderte mein Verhindern, indem er mich, gegen meinen Willen, mit Hilfe der faktischen Gewalt der Rednerliste und kraft seiner Autorität als Hausherr statt als Anfangs- als Abschlussredner einsetzte. Sie können dies dem Ankündigungsblatt entnehmen, das Ihnen – wie auch mir – vorige Woche ohne jede Absprache oder Warnung zuging. Ich rief Zill sofort an; er aber gab sich bockig. Ich könne doch seine Konferenz nicht durcheinander bringen usw. Erst als ich den Kollegen Hans-Joachim Neubauer dazu gebracht hatte, seine Teilnahme abzusagen und gleichfalls damit drohte, einfach gar nicht zu erscheinen, konnte ich seinen Plan durchkreuzen und ihn *gestern* Nachmittag ultimativ vor die Wahl stellen: ein das Ende einläutender Anfang oder gar nichts. *Heute* Nachmittag rief er denn auch an und räumte – allerdings ohne die rechte Zerknirschung, wie mir schien, eher ein wenig maliziös im Unterton – ein, dass ich gerne anfangen dürfe, wenn ich denn unbedingt wolle. Nun, Herr Zill, ich will!

So komme ich denn meiner Aufgabe als Verhinderer nach, zu der ich meinerseits kraft meines Amtes als Lektor – und damit sozusagen als professioneller Nachfolger Pilzens – angetreten bin. Freilich nicht ohne noch kurz auf die Nachfolger Pilzens einzugehen, die unser Kulturbetrieb in so großer Zahl geschaffen hat. Denn eines muss gesagt sein: Die neuere Zeit hat viele *innovative* und einige *höchst effektive* Wege und Mittel hervorgebracht, mit Hilfe derer der Hoffnung Hildesheimers: „wir können nicht umhin, festzustellen, daß auch heute ein Pilz am Platze wäre“, aufs Prächtigeste entsprochen wird. Wir haben kulturelle Verhinderungsinstrumente geschaffen, auf die Pilz mit Neid, aber auch mit einem gewissen Stolz blicken würde. Ich rede nicht nur von so extrem effizienten Einrichtungen wie unserer genialischen Kulturbürokratie, einem hochkomplexen System sich gegenseitig blockierender Institute, deren aller Wesen aber darin besteht, die ohnehin erfreulich schmalen Mittel, die eigentlich für die Kultur bestimmt sind, für die Personalkosten ihrer Mitglieder auszugeben, sodass

wir in Deutschland mehr Kulturinstitutionen aufweisen können als fast jede andere Nation, dann aber für die Kultur an sich kein Geld mehr zur Verfügung haben. So wird der Schaden bekämpft, bevor er überhaupt angerichtet werden kann. Das ist Pilzismus in Reinform. Ich rede weiterhin nicht nur von Kritikern, die sich zwar gern und nicht oft genug gedruckt, interviewt oder auf dem Bildschirm sehen, aber um Himmels Willen keine neuen Autoren mehr lesen wollen, nicht von Buchmessen, die einem angehenden Jungautor mit vernichtender Wucht seine Bedeutungslosigkeit und Austauschbarkeit vor Augen führen oder von einer entfesselten Medienmeute, die jeden, der einen Stift halten und zwei gerade Sätze zu sprechen vermag, mit Lesungs-, Diskussions-, Kolumnen-, Meinungsumfragen- und Talk-Show-Auftrittsfragen schon im frühen Stadium seines Schaffens so aufsaugt, dass an weitere Werke nicht mehr zu denken ist. Auch nicht an die altbewährten, schon seit Jahrzehnten mit den immergleichen Jurymitgliedern besetzten Kulturpreise, die das Nicht-Mittelmäßige scheuen wie Madame de Staël unseren Pilz und die Sonne und die fast alle Preise Deutschlands an die immergleichen 20 gängigen Preisplanstellenbesetzer vergeben.

All dies sind zweifellos löblichen Einrichtungen – aber ich rede hier und jetzt vor allem von *meinem* Beruf, dem des Lektors, einem im Pilz'schen Sinne durchaus edlen Beruf, über den leider immer wieder viel Falsches gesagt wird. Denn wie die Menschheit jahrhundertlang dem Irrglauben aufgesessen war, die Leistung des menschlichen Gehirns bestünde in der rastlosen Suche, Aufnahme und Verarbeitung von Information, statt vielmehr – wie die moderne Forschung erwiesen hat – zu einem viel größeren Teil im Ausschluss und der erfolgreichen Abwehr ebensolcher, in der immerwährenden Blockade also, so besteht der Hauptteil des Lektorenberufs natürlich keinesfalls im Erfinden von Projekten und erst recht nicht im Entdecken und Fördern von Talenten, sondern, ganz im Gegenteil, in der heroischen Abwehr der mit wütender Kraft unablässig an die Verlagstore brandenden Fluten von Manuskripten und der sich telephonisch oder gar *in personam* als neue Starautoren aufdrängenden Nachwuchsdichter. Eine relativ neue Erfindung ist dieser Beruf, dessen erster großer Exponent, der legendenumwobene Moritz Heimann, Lektor bei S. Fischer in Berlin, als strahlender Leitstern voranging.

Meine Damen und Herren, Sie erinnern sich: Heimann wurde zu seiner Zeit abgöttisch verehrt. Max Brod etwa versuchte sich bei Kurt Wolff mit dem Satz „Ich könnte ihr Heimann sein“ anzubiedern (Brief von Brod an Kurt Wolff vom 7. Juni 1916), worauf dieser selbstverständlich nicht einging, da er als Verleger mit Spürnase schon im voraus witterte, dass er es hier mit einem Subjekt zu tun hatte, das den letzten heiligen Willen seines Freundes Franz Kafka missachten sollte, dessen hinterlassenen Werke zu verbrennen, und der der Welt auf diese Weise eine unselige Kafka-Industrie aufgesetzt hat, die bis heute unentwegt historisch kritische Ausgaben produziert. Nur das Einschreiten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die der Reuß/Staengle'schen Kafka-Faksimile-Edition erst jüngst mutig weitere Zuwendungen verweigerte, lässt einen schwachen Hoffnungsschimmer aufglimmen, dass mit der ewigen Kafkaerei endlich mal Schluss sein könnte.

Besser als Brod war da schon Max Tau, der ja von Bruno Cassirer tatsächlich als Verlagsberater angestellt wurde. Er widmet Heimann in seiner Biographie *Das Land, das ich verlassen musste* ein ganzes Kapitel, ja, rückt sogar eine autobiographische Skizze Heimanns ein, die mit den folgenschweren Worten beginnt: „Ich bin auf einem Dorf in der Mark aufgewachsen, wo sie am märkischsten ist, das heißt zwischen Sand, See und Kiefern. Ich lernte sehr früh lesen und schreiben und kam mit diesen Fertig-

keiten ausgerüstet in die Dorfschule. Als ich sechs Jahre alt war, las ich in dem geschichtlichen Anhang zu meinem Lesebuch folgenden Satz über das Jahr 1812: 'Da sprach Gott zu ihm [Napoleon] in seinem Zorn. Bis hierher und nicht weiter. Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen' " Heimann fährt fort: „Und ich habe diesen Satz verstanden.“ Bis hierher und nicht weiter, ganz ein Mann nach Pilzens Geschmack also, der Grundvater und Abgott des Lektorenberufes, der auch mit dem Ausspruch bekannt wurde: „Es ist kein Vergnügen, neue deutsche Romane zu lesen, aber das Leben ist auch kein großes Vergnügen. Das ist so ziemlich die stärkste Ähnlichkeit, die die Romane mit dem Leben haben.“ 1896 trat er beim Verlag Samuel Fischer ein und hat in 30jähriger mühevoller Arbeit unnennbar vieles verhindert. Neben Absagen an Jungautoren, verstrickte er schon eingeführte Erfolgsschriftsteller in weitläufige Briefwechsel, die sie von ihren Büchern ablenkten (über 50.000 Briefe soll Heimann im Laufe seiner Tätigkeit geschrieben haben). Er gab der Verlagszeitschrift *Die Neue Deutsche Rundschau* (später *Die Neue Rundschau*), herausgegebenen von Oskar Bie, einer eher mäßig erfolgreich vor sich hindümpelnden Zeitschrift, entscheidende Impulse – freilich mit der oft genug in die Tat umgesetzten Absicht, bei ihm vorstellig werdenden Romanciers vorzuschlagen, sie sollten ihre hochfliegenden Pläne doch bitte aufgeben und aus dem Stoff lieber eine Kurzgeschichte für die *Neue Rundschau* machen. Er war es auch, der dem jungen Thomas Mann, einem ehrgeizigen, etwas hochnäsigen Grünschnabel, der mit einem dicken Buch über eine Lübecker Kaufmannsfamilie ins Haus Fischer kam, vorschlug, er sollte das Buch doch um die Hälfte kürzen.

„Glauben Sie, daß es Ihnen möglich ist, Ihr Werk um die Hälfte zu kürzen, so finden Sie mich im Prinzip sehr geneigt, Ihr Buch zu verlegen. Ein Roman von 65 ausgedruckten Bogen ist für unser heutiges Leben fast eine Unmöglichkeit; ich glaube nicht, daß sich viele Menschen finden, die Zeit und Concentrationslust haben, um ein Romanwerk von solchem Umfang in sich aufzunehmen...“ schrieb der Verleger Samuel Fischer dem Autor auf Anraten Heimanns, der dem Manuskript zudem eine mangelnde Verknüpfung des Menschlichen und Sozialen bescheinigte und daraus die Erwartung abgeleitet hatte, das Buch werde die Leser langweilen. Trotz zähen Ringens gelang es Heimann leider nicht, dem überambitionierten und etwas starrsinnigen Autor die Kürzung abzurufen – sein Chef war auf einen Brief Manns hin eingeknickt. Aber immerhin brachte er das Romanungetüm in zwei unschön dicken und zudem ziemlich teuren Bänden (für 12 Mark nämlich) auf den Markt, sodass im ersten Jahr nicht mehr als tausend Exemplare verkauft wurden. Dreißig lange Jahre wurde das Buch hochgelobt und nicht sehr viel gelesen. Nie wieder sollte Mann ein so dickes Buch schreiben und jahrelang veröffentlichte er nur noch sporadisch. Erst die einbändige, billige Volksausgabe für 2,85 Mark (wieder eine fixe Idee des nervenden Autors, der sich erst 1929, nach dem Tod Heimanns, beim noch unerfahrenen Gottfried Bermann Fischer durchsetzte) bahnte die Millionenauflagen des Buches und den Nobelpreis an.

Auf den Spuren Heimanns wandelten und wandeln denn auch viele meiner Vorgänger und Kollegen: Unvergesslich etwa Kurt Wolff, der einem „narrischen Professor aus Triest“, der ihm in „schlechtem Deutsch“ ein Buch anbot, eine Abfuhr erteilte. Es handelte sich um James Joyce und den *Ulysses*. Oder Alfred Humblot, den Verleger des Hauses Ollendorf, der einem Freund über das Manuskript eines Menschen namens Proust schrieb: „Mein lieber Freund, ich bin vielleicht komplett vernagelt, aber ich kann beim besten Willen nicht verstehen, dass ein Mensch dreißig Seiten braucht, um zu beschreiben, wie er sich vor dem Einschlafen im Bett hin und her wälzt.“ Groß auch der englische Lektor, der Beatrix Potter beschied, ihr *Peter Rabbit* schmecke

wie „ein Haufen fauler Karotten“, oder Siegfried Unseld, der Ruth Klüger unmissverständlich klarmachte, ihr Manuskript *Weiter Leben* „genüge nicht den literarischen Ansprüchen seines Hauses“.

Schon immer kämpften meine Kollegen einen heroischen Kampf: Flaubert bekam die *Bovary* mit der Bemerkung zurück: „Zu viele überflüssige Details“, Orwell die *Farm der Tiere* mit dem Satz: „Tiergeschichten lassen sich in Amerika nicht verkaufen.“ Konrad Lorenz bekam auf die Einsendung von *So kam der Mensch auf den Hund* zu lesen: „Es gibt schon so viele Hundebücher.“ Und ein besonders feinfühligere Kollege beschied den Tagebüchern von Anne Frank, es fände sich darin „nichts, was über den gewöhnlichen Alltagsklatsch hinausgeht“.

Als 1968 die Zeitschrift *Pardon* sich für einen fiktiven jungen Autors namens Bob Hansen ausgab und acht Seiten Prosa, die sie aus einem berühmten Werk abgetippt hatte, an vierzehn Autoren und vierunddreißig deutschsprachige Verlage schickte, mit der zaghaften Anfrage, ob man sich vorstellen könne, das Werk zu verlegen, kamen – soweit man sich überhaupt die Mühe einer Antwort gab – ausschließlich Absagen. Das Arsenal reichte von „Die Thematik ist etwas eng, die Erfahrung, aus der Sie schreiben, ist es vielleicht auch“ (Walter Verlag), „Was Sie schreiben, stimmt mit unseren Vorstellungen von Literatur nicht überein“ (Suhrkamp) bis zu „allzu sentimental“ (Bertelsmann) und „primitive Ausdrucksweise und falsche Sentimentalität“ (Biederstein). Es handelte sich um einen Auszug aus *Der Mann ohne Eigenschaften*.

Sie sehen also: Wir Lektoren tun, was wir können, und nur aus wirtschaftlichen Erwägungen sind wir gezwungen, hier und da auch ein Buch zu veröffentlichen. Und wir sind völlig machtlos, wenn Autoren zum hinterhältigsten aller Mittel greifen, zur Veröffentlichung im Selbstverlag. Wie Sie wissen, sind ja z.B. sowohl Laurence Sternes *Tristram Shandy*, wie auch Goethes *Götz von Berlichingen*, Schillers *Räuber*, der letzte Teil von Nietzsches *Zarathustra*, Prousts *Suche nach der verlorenen Zeit*, Joyces *Ulysses*, Schnitzlers *Reigen*, Jüngers *Stahlgewitter* oder Henscheids *Trilogie des laufenden Schwachsinn*s als Privatdrucke erschienen. Die Verlage hatten mit ihren Absagen ihr Bestes getan. Vergeblich.

Das erinnert mich wieder an meine Pflicht am heutigen Tag: Wir sind hier versammelt, dem 150. Todestag Pilzens und damit seines Werkes zu gedenken. Freilich: Wir tun dies mit den falschen Mitteln und zudem zur falschen Zeit. Mit Taten sollten wir agieren, nicht mit Worten – und: Die Pilzforschung steckt noch ganz in den Anfängen, denn sonst wäre sicher irgend jemandem die Passage in dem leicht zugänglichen Band *Wolfgang Hildesheimer, Briefe* aufgefallen in der Albrecht Goes am 9. August 1952 Hildesheimer bescheinigt: „Über die Stories in dem roten Buch habe ich viel und nachdenklich gelacht.“ Welche „Stories“? Es handelte sich um die *Lieblosen Legenden*. In dem roten Buch? werden Sie sich fragen. Nicht in dem grünen – der Form, in der die *Lieblosen Legenden* bekannt wurden?

Ein Blick in den Wilpert-Gühring zeigt: Hildesheimer, Wolfgang, Veröffentlichung 2, *Lieblose Legenden, 123 Seiten m. Abbildungen, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1952*. Und in dem Band selbst – so sieht er aus – findet sich die Pilz-Geschichte betitelt mit: „1951, ein Pilzjahr“. Das in Walter Killys Literaturlexikon angegebene Todesjahr Pilzens ist also falsch.

Zum Tode Pilzens heißt es in der Fassung von 1952:

„1849 kehrt Pilz nach Paris zurück, wo er seine letzten Jahre mit Besuchen verschiedener großer Männer der Zeit verbringt, die er durch geistvolle Gespräche von ihrem Schaffen abhält. Seine *jour fixes* haben einen sagenhaften Nimbus erhalten. [...] Am *achten Februar*, bei einer seiner Gesellschaften, er ist soeben dabei zu beweisen, daß Racines *Phèdre* nur als ein einaktiges Lustspiel Wirksamkeit erzielen könnte, sinkt er zu Boden. Der Schlag hat ihn getroffen. Die Anwesenden klatschen Beifall. Sie glauben, diese Geste gehöre zum Vortrag. Erst allmählich überzeugen sie sich unter großer Erschütterung, von dem Ableben des *Zweiundsechzigjährigen*.“

Nur *ein* Drama Racines wird hier zusammengestrichen, das Frieselfieber gibt es nicht, Pilz stirbt mit *Zweiundsechzig* – vor allem aber stirbt Pilz im Jahre 1951! Das ist das wahre Pilzjahr!

Wir haben uns hier und heute zum gänzlich falschen Zeitpunkt versammelt. *Unserem* Treffen haftet kein sagenhafter Nimbus an wie den Zusammenkünften im Hause Pilz, sondern der des *Peinlichen*. Lassen Sie uns die unwürdige Sache hiermit auf der Stelle abbrechen und bitten wir die Presse, den Mantel des Schweigens darüber zu breiten.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.